Hängerin der Lehren Froebels Jahrzehnte lang gearbeitet hat.

Als erster weiblicher Prediger in Berlin wirkt seit kurzem Fräulein Gertrud v. Petzold, Tochter des verstorbenen Hauptmanns v. Petzold, an der amerikanischen Kirche. Fräulein v. Petzold, seine geborene Berlinerin, ist in Deutschland bisher erst in Vorträgen und die Oeffentlichkeit getreten, sie war aber mehrere Jahre hindurch und bis weit in die Kriegszeit hinein Predigerin an der freireformierten Kirche zu Birmingham.

Anna Pawlowa über weiblichen Reiz.

Wenn man sie von einer Frau sagen konnte, daß sie ihren Körper vollkommen in der Gewalt, und daß sie ihn zum höchsten Reiz ausgebildet hat, so ist das sicherlich die russische Tänzerin Anna Pawlowa, deren geniale Leistungen bei uns noch unvergessen in frischer Erinnerung stehen. Wenn eine solche Frau sich über die Bedingungen des weiblichen Reizes ausspricht, so verdient sie wohl gehört zu werden, und auch unsere deutschen Frauen werden in dem feinen, kleinen Aufsatz, den die Pawlowa über den gedachten Gegenstand für ein Frauenblatte „Dellneator" verösfentlicht, manderlei finden, was ihnen zu Nutz und Frommen gedeihen kann. Der Grund- und Leitsatz, den die Künstlerin aufstellt, ist dieser: „Alle Frauen sollten reizvoll sein, und ich glaube, daß jede Frau es sein kann. Vielleicht ist es nicht immer so leicht, es zu sein, und in einer oder zwei Stunden Arbeit ist es nicht zu erreichen. Man muß sich erinnern, weiblicher Reiz ist nicht ein mächtiger „Charme", seine Grundlage ist und muß eine vorzügliche Gesundheit sein. Die „normale Frau ist durchaus die reizvolle Frau." Eine Frau, die zu mager ist, kann ebenso wenig reizvoll sein, wie eine Frau, die zu fett, oder eine Frau, die kränklich ist. Aere sind immer reizvoll und zwar darum, weil sie den Gesetzen der Natur gehorchen, weil sie nichts essen oder trinken, was ihnen schaden könnte. Das Tier schläft so lange, wie es braucht, und macht sich alle Bewegung, deren es bedarf. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht die Pawlowa auf die Einzelheiten ein und spricht zunächst über den Reiz der Hände und der Füße. Auch hierbei verweist sie die Frauen dringlich auf die Natur. Unsere Füße sind zum Gehen, unsere Hände zum Greifen geschaffen; und wenn eine Frau nicht gerade über ihre eigenen Beine fällt und gehn gelaufne Finger hat, dann haben Hand und Fuß ihren natürlichen Reiz, indem sie sich zwig zeigen, die von ihnen geforderte Arbeit gut und mit voller Wirkungskraft zu verrichten. Eine Frau kann, so ruft die Künstlerin ihren Geschlechtsgenossinnen zu, nicht etwa bloß zu gewissen Zeiten reizvoll sein, wann ihr das gerade paßt. Bist du plump, wenn du allein bist, so wirst du plump auch vor dem sein, den du mit deinem Reize zu bezaubern wünschst . . . Wenn du nicht immer hübsch bleibst und Dich, wirst du auch nicht hübsch sitzen und gehen können, wenn dir das paßt. Der Körper muß jedes Mal im Verhältnis zu seiner Stellung ausbalanziert werden. Sein Gewicht muß hauptsächlich auf den Fußsohlen und nur leicht auf den Fersen ruhen. Die Hüften sollen in einer Linie mit den Fersen, die Schultern in einer Linie mit den Hüften, und die Ohren gerade über den Schultern liegen. Die Frau soll sich gewöhnen, ihren Kopf leicht gehoben zu tragen; tut sie das, so lange sie jung ist, so wird sie in vorgerückten Jahren kein Doppelkinn haben. Wenn sie geht, muß sie darauf achten, daß die Länge ihrer Schritte sich nach ihrer Körpergröße richtet. Das ist nicht schwer auszuführen — sie muß nur natürlich gehen. Dabei soll sie auch weder die Arme oder Schultern schwenken. Sie darf nicht vergessen, daß sie geht und nicht ein Boot rudert. Wenn die Frau ein Vorbild reizvollen Ganges sucht, so braucht sie nur auf die Katze zu blicken: wie geschmeidig und leicht sie geht; die Bewegung ist konzentriert. Willst du stehn gehen und nicht rennen, so bedenke beim Gang die Füße nicht zu hoch; setze sie auch nicht zu stark auswärts: die normale Fußstellung ist annähernd geradeaus, so wie die Soldaten sie marschierend zu stehen pflegen.

Die Pawlowa berührt auch die Kleiderfrage, und was sie darüber sagt, ist der Beachtung dringend zu empfehlen. Keine Frau, so bemerkt sie nachdrücklich, kann reizvoll sein, der ihre Kleider Hindernisse in den Weg legen. Keine kann reizvoll sein, die zu enge Handschuhe, zu kleine Schuhe oder hohe, stramme, steife Halskragen trägt. Um sich reizvoll zu halten, ist es unumgängliche Voraussetzung, daß Kleider nicht behindern dürfen. Wenn das eine oder andere Kleidungsstück eine Frau behindert oder beschränkt, so kann sie sicher sein, daß das an ihr bemerkt wird. Wenn irgend ein Teil des weiblichen Körpers eingeschnürt oder gepreßt wird, so werden die Bewegungen der Frau unfrei. Hand und Fuß des Menschen sind vollendete mechanische Werke; sie müssen ihre Arbeit auf ihre eigene Art und Weise verrichten, und schnürt man sie in stramme Hüllen ein, so verrichtet oder beschränkt man ihre Brauchbarkeit. Die Brauchbarkeit des Körpers aber geht mit seinem Reiz eng Hand in Hand. Die Pawlowa gesteht, daß sie zwei Steckenpferde hat: hohe Halskragen und enge Röcke. Beide kann sie nicht ausstehen, beide hält sie für häßlich und für Todfeinde des weiblichen Reizes. Von allem anderen abgesehen, zerstören sie die Schönheit der Linie, und Linie ist Reiz. Darum rät sie auch der Frau, beim Sitzen nicht die Füße dicht aneinander oder gar unter sich zu setzen. Sie soll einen Fuß vor den andern und beide ein Stückchen vor sich setzen, dann bietet ihr Profil eine lange, fallende Linie von der Leibesmitte bis zu den Zehenspitzen, und auf diese Weise kann die Frau beim Sitzen eine reizvolle Stellung einnehmen. Aehnliches ist auch für die Armhaltung zu beachten. Die Frau soll die Arme beim Sitzen etwas vom Körper abhalten: ruht sie in einem Lehnstuhle, so soll sie sich leicht auffüllen. Als Schlußwort gibt die Künstlerin den Frauen den beherzigenswerten Rat, niemals unnatürlich in ihren Bewegungen zu sein. Der Normalzustand ist der gesunde, natürlich und reizvoll zu sein — mit weniger soll sich eine Frau nicht zufrieden geben. Diese Eigenschaften sind ihr göttliches Recht, und mit Humor fordert die Pawlowa zu einer neuen „Bewegung" auf, deren Feldruf sein solle: „Weg für die Frauen!" Und glaubt mir, damit schließt sie, alle anderen Rechte kommen danach von selbst.

Haarmoden.

Die moderne glatte Frisur, die unter der Frauenwelt weltweite begeisterte Anhängerinnen, bei den Männern aber noch mehr Gegner hat, ist in den unzähligen Abwandlungen, die die weibliche Haartracht im Wechsel der Zeiten durchgemacht hat, schon einmal modern gewesen. Und zwar geübte Crispina, der Gemahlin des römischen Kaisers Commodus, der Ruhm, etwa um 180 n. Chr. diese Frisur zur neuesten Mode erhoben zu haben. Nach alten Münzen und Beschreibungen wurde die Frisur in der Weise hergestellt, daß man das Haar ganz schlicht, fast straff zum Hinterkopf zurückzog, um es in einem ganz flachen, dem Kopf sich fest anschmiegenden Nest aufzustecken. Ob die römische Kaiserin auch den weit vom Kopf stehenden Kamm, bei dem man immer fragen möchte, wozu er eigentlich da ist, getragen hat, meldet die Geschichte nicht, wohl aber, daß auch die römischen Mädchen und Backfischen, geschlungenen S-Bögen, die die Stirnen der Schönen anmutig umrahmten, durchaus adhold gewesen sei. Ihre Umgebung war aber scheinbar nicht entzückt von der neuen Mode, denn wir hören, daß man die Klage von Scheitel verachtenden Haarmassen bald wieder eifrig mit dem Brenneisen behandelte und in diesen künstlichen Wellen um das Gesicht trug. Der Knoten behielt seine ursprüngliche Einfachheit bei. Jedenfalls hatte Crispina die Absicht dadurch ausdrücklich gewonnen, daß man das Haar lose vorne trug, ist infolge ihre Kleidsamkeit auch sehr lange modern gewesen, und wir begegnen ihr noch im Jahre 204 auf alten Münzen und Bildwerken. Dann wurde diese Tracht von der Hofmitsur abgelöst. Hierzu wurde die Masse des Haares, welche die Ohren ganz bedeckte, über dem Nacken in Form eines Helmnackenschirmes zurück und aufwärts gebogen, wodurch gewiß ein Gebilde entstand, das unserer noch nicht lange verschwundenen Feldmütze glich. Auch das Färben des Haares wurde schon im Altertum eifrig betrieben, und zwar färbte man auch damals mit Vorliebe blond und eine tief rötliche spielende Kastanienfarbe. Das helle Blond der germanischen Barbarinnen galt den dunklen Römerinnen als höchstes Schönheitsideal.

Lebe auf dem Fußboden!

In den Vereinigten Staaten erregte kürzlich die Kunst einer Tänzerin viel Aufmerksamkeit und Bewunderung, die sich Fidherata nannte und, obgleich selbst durchaus nicht egoistischen Ursprungs, den Amerikanern die Tänze der Birmanen, Malayen und Polynesier, damit nicht genug, die Fodhanara in einem kleinen Aufsatz im „American Magazine" den Amerikanerinnen noch den dringenden Rat erteilt, sich in ihrer Lebensführung künftighin die zierlichen schlanken Birmanerinnen zum Muster zu nehmen. Es gibt etwas, was der Amerikanerin beinahe als das Schrecklichste erscheint, was ihr widersahren kann: das sind volle Hüften, eine üppige Figur — überhaupt — das verhaßteste Fett!

Dagegen gibt es nun kein sicheres Mittel so prodigt Rosdamara, als so zu leben, wie die Birmanerin lebt. Und wie lebt die Birmanerin? Auf dem Fußboden! Sie kleidet sich auf dem Fußboden an, sie schläft auf dem Fußboden, sie ißt auf dem Fußboden, sie kniet, wenn sie ihr Zimmer reinigt, oder wenn sie die Blumen in ihren Vasen ordnet. Nichts ist gesünder, als diese Lebensweise meint die Tänzerin. Beispielsweise: die Toilette auf dem Fußboden. Die Birmanerin legt ihren Spiegel flach vor sich auf den Fußboden und bereitet die nötigen Geräte und Kleidungsstücke um sich herum, so jedoch, daß sie die Arme bald nach rechts, bald nach links und bald nach hinten, recht tüchtig ausstrecken muß, um ihren Körper in Bewegung zu erhalten. Auch Fodhanara ist das eine ideale Form körperlicher Uebung. Wenn die Birmanin den Fußboden ihres Hauses reinigen will, so tut sie das in einer ganz eigentümlichen bald knieenden Stellung, die dem europäischen Auge allerdings recht mühsam erscheint, aber wenn man sie durchzuführen gewohnt ist, die Muskeln freilich ganz tüchtig üben mag. Jedenfalls zeigt nach der Meinung Rosdamaras das Beispiel der Birmanin selbst wie vorteilhaft ihr das Leben auf dem Fußboden bekommt. Sie hat die ideale Figur, „kein Lot zu viel", die völlig schlanke, reine Linie; sie geht nicht, sie schwebt; sie gleicht in Gang und Bewegungen dem Schmetterlinge und scheint den Boden kaum zu berühren.

Das wäre freilich so etwa ein Ideal für die Amerikanerinnen und darum sollte es nicht weiter überraschen, wenn die Frauenwelt der Vereinigten Staaten demnächst von einer neuen allgemeinen „Craze" ergriffen würde, wie sie dort drüben periodisch zu wüten pflegen, und wenn sie „Lebe auf dem Fußboden" zu ihrem Modisspruche machen würde.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 48:
„Der Zar an der Front"
(Leder, Zahn, Veranda, Erde, Frosch, Anton).

An unsere Rätsellöser!

Wieder haben wir soviele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen. Um mehreren unseren fleißigen Rätsellöser eine Weihnachtsfreude zu bereiten, haben wir uns entschlossen, von heute ab bis Neujahr jedesmal 3 Prämien zur Verteilung zu bringen.

Prämie 1: Das Buch der Tierwelt von W. Lackowitz, geb.
entfiel auf Fritz Selter, Langenbogen.

Prämie 2: Aus fernen Landen von A. Fogowitz
entfiel auf Walter Schmidt, hier.

Prämie 3: Im Palast des Dogen von Max Wirt
entfiel auf Anneliese Jordan, hier.

Ergänzungsrätsel.

— — mer, — nde, An — —, — — — ei,
— — — der, Mie — — —.

Statt der Striche sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstabengruppen als Silben zusammengebunden, bezeichnen einen Teil der feindlichen Truppen.

Prämien:

1. **Die Völker Amerikas von G. Ritter, eleg. geb.**
2. **Mary Kreuzer von Otto Ruppius, geb.**
3. **Briefe der Marie Antoinette, geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

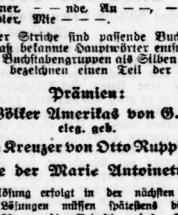
Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Aß, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert a. Handspiel (Eichel-Solo) auf folgende Karte, obwohl die beiden letzten Jungen im Skat lagen. das Spiel also mit 6 Spitzen gebt:

c, dB, aA, 10, 9, 8, 7; bA, 10; eK.

Deutsch.



Französisch.

Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Aß, Treff-Zehn, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Picque-Aß, Picque-Zehn, Coeur-König.

Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 47.

Kartenverteilung:

B. a, b, cB, a10, K, D; bA, K; cA, K,
M. b10, D, 9, 8, 7; dA, 10, K, D, 9,
H. dB, aA, 9, 8, 7; c10, D, 9, 8; d8.
Skat: c7, d7.

Spiel:

1. B. aB, d9, e7. — 2. B. bB, b7, e8.
3. B. eB, b8, a9. — 4. B. aD, dA, aA. (— 2).
5. H. d8, eK, d10 (— 14). — 6. M. dK, eD, bK (— 11).
7. M. b10, dB, bA (— 23). — Damit haben die Gegner 7½. Wirft der Spieler nicht ab, kann er im günstigsten Fall auf 54 kommen.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 49 — Halle, Sonntag, den 5. Dezember — 1915

Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Goethe.

Deutsche Frauen.

Novelle aus jetziger Zeit von Dorothea Jünemann.
(Nachdruck verboten.)

Im blühenden Rosengarten stand Frau Jutta, prüfend glitt ihr Blick über den duftenden Blumenflor, dann brach sie die zwei schönsten Blüten, leuchtende, dunkelrote Rosen.

Ein Lächeln lag auf ihren schönen, weißen Antlitz, etwas wie Sehnsucht stand in den nachtdunklen Augen.

Diese Rosen sollte er mit hinausnehmen in den Kampf, die würden an seinem Herzen ruhen. Wenn sie gewußt hätte, dann wäre sie schon längst sein Weib, aber eine Jutta v. Walden gab sich nicht so schnell einem Manne zu eigen. Sie wußte, daß sie schön war und brauchte nur zu wählen, es waren derer viele, welche um ihre Hand warben. Aber es sollte ein Besonderer sein, dem sie zum Altar folgen würde.

Heinz Hardeck Bild stand vor ihren Augen; seine hohe Reckengestalt, der kühne Schnitt seines Gesichts, und vor allem seine dunklen Feueraugen hatten es ihr angetan, aus denen freie, unverbrauchte Jugendkraft blitzte. Er war ein edler Mensch, sie wußte es, nicht die geringste Vergangenheit lag hinter ihm, darum achtete sie ihn, wie sie nie einen Mann vor ihm geachtet hatte. Aber Heinz Hardeck war mittellos, er hatte nichts, als sein schriftstellerisches Talent, wohl hatten schon manche seiner Bücher Anklang gefunden, aber wer blickte dafür, daß einst der Lorbeer seine Stirn umränzen? Und sie konnte sich nun an einen armen Mann binden, nein, das konnte sie nicht, sie wollte leben, wollte ihre Jugend genießen, denn ihre Ehe war nicht glücklich gewesen.

„Guten Tag, Frau Jutta."

Sie wandte sich um, ein verführerisches Lächeln lag auf dem schönen, elfenbeinfarbenen Antlitz, sie streckte ihm die Hände entgegen, welche er ehrerbietig an die Lippen zog. Plaudernd schritten sie durch den blühenden Garten, Frau Jutta's Lachen erklang silberhell, doch dann wurden sie plötzlich still, denn der Abschied war nahe.

Wie schön Jutta war, und doch so kalt, verstand sie es doch, den heißen Blick seiner Augen nicht, sah sie in ihnen nicht das sehnende Verlangen?

„Leben Sie wohl, Frau Jutta, und vergessen Sie mich nicht", sagte er leise. Da griff sie nach den Rosen an ihrer Brust, mit zitternden Händen befestigte sie die roten Blüten an seinem Rock, ein brennender Blick traf ihn aus den dunklen Augen, wie Blut leuchtete der kleine Mund in dem weißen, schönen Gesicht.

„Jutta!" stieß er hervor, „warum quälst du mich schon so lange?"

Er wollte sie an sich ziehen, doch sie wich zurück.

„Heinz", murmelte sie, heiser wurde ihr Blick. „Darf ich hoffen, Jutta, oder war es irrtich, an mein Glück zu glauben?"

Seine dunklen Feueraugen brannten in den ihren, da ging ein Beben durch die hohe Frauengestalt.

„Ja, Heinz, Sie dürfen hoffen", ihre Stimme klang verschleiert, „wenn Sie wieder kommen, dann treten Sie noch einmal vor mich hin, aber mit dem Kreuze an der Brust; das Kreuz müssen Sie dann tragen, welches denjenigen, der es erringen, zu einem Besonderen macht, denn nur einen Besonderen könnte ich lieben."

Da reckte sich seine Gestalt, wie lodernde Flammen brach's aus seinen Augen.

„Ich werde mich seiner würdig zeigen, Jutta; wenn ich dir wieder gegenüberstehe, wird das Kreuz meine Brust zieren, oder du wirst meinen Namen unter den Toten finden."

Es lag ein heißer Ernst in seinen Worten, doch sie schreckte davor nicht zurück, sie heraufte sich vielmehr an dem stolzen Mannesmut, welcher aus seinen Augen blitzte.

Ja, so mußte der Mann sein, dem sie einst gehören würde, er mußte kämpfen und unerschrocken sein Leben für sie aufs Spiel setzen. Und sie vergaß, daß sie die stolze, unnahbare Jutta war, vergaß, daß er ihr nichts zu bieten hatte, als seine Liebe sie sah nur das kühngeschmiedete Gesicht des Mannes vor sich, das todesmutige Feuer in seinen Augen, und sie neigte ihm das schöne Haupt entgegen, in heißer Leidenschaft sah sie ihn an, reichte ihm ihre roten Lippen zum Kuß, und er preßte darauf die seinen in wilder Zärtlichkeit.

Schon fast ein Jahr wütete der furchtbare Krieg, das kleine Sanatorium war noch nicht leer gewesen; zogen die einen genesen hinaus, so brachte der Sanitätszug wieder die nächsten Verwundeten.

Gedenktage der Woche.

5. Dez. 1757 Sieg Friedrichs des Großen bei Leuthen.
1791 † Mozart (* 1756).
1825 * Schriftstellerin Eugenie John (Marlitt) in Arnstadt († 1887).

6. Dez. 1834 † Generalmajor Frhr. Adolf v. Lützow (1813 Führer von „Lützows wilder verwegener Jagd") in Berlin (* 1782).
1907 † Werner v. Siemens in Charlottenburg (* 1816).

7. Dez. 1894 † Lesseps, Erbauer des Suezkanals (* 1805).

8. Dez. 1815 * Der Maler Adolf Menzel in Breslau († 1905 in Berlin).
1832 * Björnson in Osterdal († 1910).

9. Dez. 1641 † Der Maler van Dyck in London (* 1599).
1867 † Nikolaus v. Dreyse, Erfinder des Zündnadelgewehres, in Sömmerda (* 1787).

10. Dez. 1520 Luther verbrennt in Wittenberg die päpstliche Bannbulle.
1877 Einnahme Plewnas durch die Russen.
1899 † Ludwig Anzengruber in Wien (* 1839).

11. Dez. 1758 * Komponist Karl Zelter in Petzow bei Potsdam († 1832).
1843 * Robert Koch, Begründer der Bakteriologie, in Klausthal († 1910).

Das prachtvolle Sommerwetter hatte die Patienten hinausgelockt, sie saßen im Garten in Gruppen vertreut, erzählten und lachten, und vergaßen beim Scherzen den Schmerzen.

Nur eine lag ganz abseits in seinem Fahrstuhl, ein bleicher, stiller Mann, Heinz Hardeck. Er liebte es, einsam unter den wilden Rosenbüschen zu verbringen da konnte er träumen — von einem verlorenen Glück.

Das heißerschnte Kreuz, es schmückte seine Brust, er hatte seinen Schwur gehalten, im todesmutigen, wagehalsigen Vorgehen hatte er es errungen, hatte eine tollkühne Tat vollbracht, daß selbst der alte General in stiller Bewunderung den Kopf geschüttelt, er hätte sie niemals ausführen können, wenn nicht das bittere Muß dinter ihm gestanden hätte, er mußte um Juttas willen.

Ja, das Kreuz war sein eigen, er hatte gewonnen und doch — verloren. Todessehnsucht hatte man ihn gefunden, die Brust durchschossen, ein Bein von einer Granate weggerissen. Wochenlang hatte der Tod an seinem Lager gestanden, dann siegte die Jugendkraft, er sah der Genesung entgegen.

Und da schrieb er an Jutta, daß er sie freigeben müsse, weil man ihn zum Krüppel geschossen, so schrieb er, und hoffte doch im stillen, daß ihre Liebe fliegen werde, denn was geschehen war, war um sie geschehen.

Ein kurzer, kühl gehaltener Brief gab ihm Antwort, es täte ihr leid, daß es ihm so ergangen, sie hätte ihn gern einmal aufgesucht, aber sie sei dringend in der Lazarettpflege und würde in den nächsten Tagen schon reisen.

Das war der letzte Schlag. Ein wildes Nervenfieber faßte den noch so Schwachen, zwei Monate lang lag er in schwerer Bewußtlosigkeit. Und wieder sah er der Genesung entgegen, aber auffallend langsam, denn seine Nerven waren vollständig zerrüttet.

Jutta war nicht gekommen, das hatte ihn bitter gemacht, etwas Düsteres, Schwermütiges in die einst so frohen Augen getragen. Aber allmählich verblaßte ihr Bild in seinem Herzen, er rang damit, es los zu werden.

Die Mutter hatte ihn schon oft besucht, aber ihre lieben, gütigen Augen vermochten das Leid nicht von ihm zu bannen. Dann sah sie bei ihm, erzählte von der Heimat, die jetzt im Blütenschmucke prangte und sprach auch viel von der kleinen, blonden Eva im Doktorhause, die ihm stets grüßen ließ.

Die kleine, liebliche Eva, ja, die hatte er fast vergessen, und sie war doch seine Jugendgespielin gewesen. Und nun erinnerte er sich wieder, als er bei Doktors Abschied nahm, hatte man auch vom Kreuze gesprochen, da hatte Eva ihn angesehen mit ahnungsvollem Blick in den stillen, blauen Augen und leise gesagt: „Wenn du nur wiederkommst, Heinz, wenn du auch das Kreuz nicht trägst."

Er dachte jetzt oft an das blonde Doktorskind, ob sie ihn jetzt noch so lieb ansehen würde, da er ein Krüppel war? Wie hatten sie stets zusammengehangen; als sie schon aus der Schule waren, blieben sie gute Kameraden, und ganz deutlich erinnerte er sich der Stunde, da er sie gestißt, sie waren damals noch Kinder gewesen. Ob sie diesen Kuß wohl vergessen hatte?

Sie sollte einst sein Weib werden, so hatte er sichs ausgedacht, als er noch die Schülermütze trug. Aber dann war eine andere in sein Leben getreten, mit verführerischer Schönheit Juttas ließ ihn die blonde Jugendgestalt ganz vergessen.

„Herr Oberleutnant, eine Dame wünscht Sie zu sprechen." Die Stimme der Schwester riß ihn aus seinen Träumen.

Jutta? Was wollte sie noch von ihm? Heiß zuckte das Blut nach seinem Herzen und ward dann eiskalt, nein, er war fertig mit der seelenlosen Jutta.

Und sie kam gegangen. Aber nicht Jutta war es, sondern ein schlankes, blondes Mädchen, und eine junge, warme Stimme sagte leise: „Ich bringe dir Grüße aus der lieben Heimat, Heinz."

Und sie saßen beisammen und plauderten von der fernen Heimat, aus seinen Augen floß die dunkle Schwermut, auch das Kreuz bemerkte sie, und als er sie fragte, ob es sie freue, sagte sie still: „Für dich freut es mich, Heinz!"

Also für ihn? Und die andere hatte es nur für sich selbst begehrt, die hatte ihn fast in den Tod getrieben, und ihn dann mit herzlosen Worten abgeschüttelt. „Wie lieb, daß du gekommen bist, Eva", murmelte er immer wieder, und dann sagte er plötzlich hart: „Wie es um mich steht, wird dir die Mutter nicht erzählt haben, denn sonst wärest du nicht hier."

Da ging ein Zittern durch ihre schlanken Glieder, sie legte die schmalen Hände auf die seinen, in heiligem Ernst blickte sie ihn an. „Wäre ich sonst gekommen, Heinz, weil ich wußte, daß du mich brauchtest, fand ich den Weg zu dir. Ich habe dich lieb gehabt all die Jahre hindurch, ich habe deinen Kuß nicht vergessen, aber dann schweigend meine Liebe vor dir verborgen, als jene andere sich zwischen uns stellte; das hat mir damals so weh getan, aber du durftest nichts ahnen. Ich weiß alles, Heinz, auch daß sie dich verließ, als sie dir bittre bestellen mußtest. Deine Briefe las ich mit deiner Mutter zusammen und war restlos, weil du restlos warest. Doch deine Seele soll wieder gesund werden, Heinz, ich vertrage es nicht, daß du unglücklich bist, dazu habe ich dich viel zu lieb."

„Eva, liebe, kleine Eva", er sah sie vor sich in ihrer jungen, frostvollen Schönheit, er sah sie die Weihe heiligen Mitleids und selbstloser Liebe in dem stillen, schönen Mädchengesicht, er wollte sie an sich ziehen und ließ doch die Arme lähm sinken. „Eva, es kann nicht sein, du bist jung und schön, nur ganzes Glück gebührt dir, für einen Krüppel bist du mir zu schade."

Da stammte ein stiller Zorn in ihren Augen auf, „Heinz, ich kam und legte dir meine Liebe zu Füßen, und so dankst du es mir, sag, daß ich gehen soll und ich werde gehen", und leiser fuhr sie fort: „Ich weiß, daß es dich schmerzt, daß du nicht wieder hinausstaunst, für das Vaterland zu kämpfen, aber ich weiß einen anderen Weg: nicht mit der Tat, sondern mit dem Geist wirst du forten dem Vaterlande dienen. Ich habe deine Bücher gelesen, sie oft und immer wieder gütete ich mich hingerissen von dem urkräftigen Hauch deutscher Kraft, der durch all deine Worte weht; wenn du genesen bist, wirst du wieder schreiben, Heinz, keiner kennt dein Talent besser als ich, denn ich habe es sich entfalten sehen, du wirst in die Seelen der Menschen das heilige Feuer deutscher Kraft und Treue tragen, und du wirst Großes erreichen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512058/fragment/page=0001

Da blitzte es wie einst in seinem Auge auf, die alte Jugendkraft brach sich Bahn, das alte, siegreiche Feuer lag in seinem Blick, der in stiller Bewunderung an dem blassen, lieblichen Mädchengesicht hing, an dem leidenschaftlichen Blick der sonst so stillen Augen, der ihn aus seinen schwermütigen Träumereien emporriß, ihm den Weg zeigte zu einem neuen Glück.

„Eva, du mein herrliches, tapferes deutsches Mädchen", ein Jubeln durchzitterte seine Stimme, „ja, ich fühle die Kraft in mir, noch Großes zu vollbringen, und ich werde es vollbringen, denn du stehst ja neben mir, du wirst stets von neuem meinen Geist durch deinen Geist zu frischem Schaffen anspornen, ich werde in stillem Eifer mich emporarbeiten, und über allem werde ich die Treue deutscher Frauen preisen, an der ich einst gezweifelt, und die du mich nun neu gelehrt hast!"

Und er streckte ihr die Arme entgegen, sie lag an seiner Brust, und sein versank das Bild der schönen, seelenlosen Jutta, ihre dunkle Schönheit verblaßte vor dieser stillen, reinen Mädchenblume, die ihm, dem Krüppel, ihre blühende Jugend opferte in selbstloser, hingebender Liebe.

Und eine Ahnung stieg in ihm auf von der Seelenstärke und unerschütterlichen Liebe und Treue wahrer, deutscher Frauen.

Die Mäuse.

Eine russische Gaunergeschichte.

Von Martin Prostauer.

Im Amtszimmer des XII. Generalkommandos in Kobynsk saßen die beiden dienstuenden Sekretäre und unterhielten sich leise.

„Sag' mal, Pawel Iwanowitsch, was wollte eigentlich der Apotheker gestern abend noch von dir?"

Pawel Iwanowitsch Swinka kniff das linke Auge zu, schnaufte durch die Nase und sah seinen Amtsbruder und Freund, den wirklichen expedierenden Sekretär Grigor Gawrilowitsch Kowaleff schmunzelnd an:

„Nun Brüderchen, was wird er gewollt haben?" fragte er zurück.

„Lieferungen?" rief Kowaleff, „gibt's nicht. Das geht ja jetzt alles durch das Zentralbureau in Moskau — leider!" setzte er seufzend hinzu.

Pawel Swinka aber schüttelte den Kopf.

„Falsch, er will keine Lieferung." —

„Also Militärbefreiung", nickte Kowaleff verständnisinnig, „das wird auch nicht zu machen sein."

„Warum nicht?" Seh' ihn doch einfach auf die Liste der für Sanitätsdienst vorgesehenen Apotheker, da kommt er nie daran, soviele sind schon vorgemerkt!" —

„Gott bewahre, geh's doch nicht, du Dummkopf", belehrte ihn Kowaleff, der die größere Autorität von beiden besaß, „in dieser Liste stehen schon dreimal so viel als wir ausnehmen dürfen. Daß wieder eine gute Ausrede, wenn die Kommission kommt." —

Swinka wiegte bedauernd den Kopf und trabbelte mit den dicken Fingern in seinem Schnurrbart. Es war so schade, daß das nicht mehr ging. Ueberdies wäre es ein Geschäft gewesen. Früher ließ man sie einfach verschwinden, falls eine Kommission kam — und was nicht da war, konnte nicht kontrolliert werden — aber da war neulich diese dumme Verfügung gekommen, daß die Sekretäre für ihre Sicher verantwortlich seien und daß das bloße einfache „Verschwinden" von vornherein ein Jahr Kerker eindringen würde.

Der Teufel hole die Deutschen; die waren mit ihren fortwährenden Siegen nur daran schuld, daß die hohen Herren da oben schlechter Laune wurden und dann allerhand ekelhafte Verfügungen ausheckten.

Sekretär Pawel Swinka seufzte aus seinen Gedanken tief auf. Dann wandte er sich an seinen älteren Kollegen:

„Was macht man da bloß, Bruderherz?"

„Weiß nicht", knurrte der andere, „das will Gegenteil sein, was will er denn geben?"

„Er hat sich nicht geäußert, ich hab ihm aber mer en lassen, daß es unter 1000 Rubel nicht geben wird."

Grigor Gawrilowitsch Kowaleff stöhnte.

„Pawel, du bist ja ein Tier, ein Ochse bist du! Für 1000 Rubel den Pillenmacher vom Dienst befreien — bist du ein Droschkenkutscher, daß du eine so billige Taxe hast? Ist der Apotheker ein Hund, daß du ihn so billig einschätzest?" —

Er sprang vor Empörung auf. Da ging die Tür zum Allerheiligsten, zum Arbeitszimmer des stellvertretenden Kommandierenden Generals auf und Se. Exzellenz selbst, General Graf Dimitreff, erschien im Vorzimmer.

Das zornige Aufsprungen von Grigor Kowaleff wurde zu einer tiefen Verbeugung, auch Swinka erhob sich, eilfertig und pustend; und die beiden sagten wie im Chor:

„Wünschen gehorsamst guten Appetit, Euer Exzellenz, wohl zu speisen, Euer Exzellenz!"

Der General nickte wohlwollend und stierte durch das Zimmer, plötzlich blieb er stehen.

„Hören Sie mal, Kowaleff, was ich sagen wollte — da sind ja Mäuse in meinem Zimmer, ekelhafte Mäuse!" schnarrte er.

Kowaleff klappte wieder zusammen.

„Aber Exzellenz", rief er empört, „wie wäre das möglich, da muß sofort etwas geschehen."

„Ja, bitte, veranlassen Sie, daß die ekligen Tiere entfernt werden, die laufen ja am hellen Tag in meinem Papierkorb rum. Also schnellstens beseitigen — Maßregel!"

Er hob einen Finger an die Mütze und stelzte zur Tür; Kowaleff und Swinka richteten sich wieder auf.

„Was der sich einbildet", sagte Kowaleff mit einem Kopfnicken nach der Tür zu, „in der ganzen Kommandantur sind Mäuse, da sollen ausgerechnet bei ihm keine sein!" —

„Ja, aber was macht man da?" fragte Swinka.

„Garnichts", entschied Kowaleff, „meinst du, ich werde mich hinstellen und Mäuse fangen?"

Schnee.

Durch kühle Luft im wirren tollen Tanz
Wehn weiße Sterne: Weißer, weißer Schnee.
Die Ferne flimmert im kristallnen Glanz.
Ein weißes Tuch
Deckt weich und weit die nackten Schollen zu.
Erstarrt, wie hartes Eisen blinkt der See,
Durch Zaubergärten weint das Menschenweh. —
Durch tiefe Ruh, durch schwere, kühle Ruh . . .
Der tolle Fluch,
Die Schlacht verhallt im Winterfliedertraum. —
Es ragen Grüber schweigend in die Höh.
Blutrosen blühn. Nachtäftig steht der Baum!

E. Höldechen.

„Nein — aber man könnte", wandte Sekretär Swinka ein, „man könnte vielleicht einen Kammerjäger — und der müßte natürlich —" er stockte und sah den Kollegen an.

„Zu meinst, er müßte uns natürlich was abgeben?" fragte Kowaleff, „ach was, was könnte er schon berechnen, zehn oder vielleicht zwanzig Rubel, das ist in dieser Zeit die ganze Arbeit nicht wert."

Die Uhr schlug die Mittagsstunde.

„Es ist übrigens auch für uns Zeit, zu Tisch zu gehen", fuhr er fort, und setzte die breite Tellermütze auf.

„Ja, wißt du wirklich gar nichts gegen die Mäuse machen?" fragte Swinka noch einmal ängstlich.

„Hast du denn nicht ordentlich Gift gelegt?" fragte seine Frau.

„Gift gelegt?" schrie er sie an, „denkst du, ich bin verrückt? Meinst du, ich werde die Zunft der Kammerjäger schänden? Wenn ich Gift lege, sterben die Mäuschen doch — na, und wenn sie sterben, wovon leben dann die Kammerjäger?" —

„Quatsch", sagte Gitschin gedehnt und bald ohne Verständnis.

„Jawohl, Mäuse", sagte der Sekretär ruhig, „Mäuse, Herr Apotheker, die Sie beseitigen sollen. Es ist ja nicht anzunehmen, daß die Mäuse gleich auf einmal verschwinden, deshalb würde ich Ihnen einen Schein ausstellen, der Sie für Kriegsdauer zum Dienst in der Kommandantur beruft."

Er sah den Apotheker mit kühlen Augen abwartend an. Gitschin rutschte auf seinem Sitz hin und her. Das wagte man ihm zu bieten, dem zweiten Vorsitzenden des „Verbandes zur Hebung des Apothekerstandes", einem studierten Manne? Aber so schnell sein Zornge fühl aufgestiegen war, so rasch verflog es. Gitschin spürte, daß er dem Sekretär nichts entgegnen konnte, denn eine Ablehnung bedeutete die sichere Einbrufung zum Militärdienst — und lieber wollte er Mäuse fangen oder sonst etwas tun. Und schließlich war die Idee gar nicht schlecht, er brauchte ja nicht selbst auf die Mäusejagd zu gehen. Er erhob sich also und streckte Kowaleff die Hand hin.

„Ich danke Ihnen, Herr Sekretär, ich werde dieses Amt sehr gern übernehmen!"

Auch Kowaleff erhob sich.

„Gut, das ist erledigt. Nun noch eine Kleinigkeit. Auf die geringe Bezahlung werden Sie wohl verzichten wollen, es sind ja nur ein paar Rubel!"

Gitschin nickte erfreut, er hatte gar nicht gedacht, so billig davon zu kommen, da fuhr der Sekretär fort: „Und außerdem bitte ich Sie, für die Wohltätigkeitsstelle, die Ihre Exzellenz, die Frau Generalin, leitet, einen Beitrag zu stiften. Der General legt größten Wert darauf, daß die Herren vom Dienst der Kommandantur sich stets wohltätig zeigen."

„Aha, das dicke Ende", dachte Gitschin kummervoll und erwog, welche Summe er dem Sekretär „zur Weitergabe" an diese geheimnisvolle Kasse anbieten sollte. Eigentlich wollte er 1000 Rubel geben, aber der Sekretär saß so imponierend aus — also 2000 Rubel — und die Bemerkung von den Herren der Kommandantur hatte ihm doch so scharf gedrungen — also noch 500 Rubel mehr.

„Ich würde Sie bitten, Herr Sekretär, wenn es Ihnen keine Umstände macht, meinen bescheidenen Beitrag gleich mitzunehmen."

Bei dem Worte „bescheiden" runzelte Kowaleff die Stirn, schwieg aber und machte nur eine zustimmende Bewegung.

„Ich dachte — ich dachte 2500 Rubel" sagte Gitschin zögernd. Kowaleff knöpfte wortlos den Rock zu und wandte sich zur Tür.

„3000 Rubel", rief der Apotheker ihm angstvoll nach. Kowaleff drehte sich um. Seine salbungsvolle Ausdrucklichkeit von vorhin war wie weggeblasen. In Geldsachen liebte er knappe, klare Erledigung.

„4000", sagte er trocken, „nicht eine Kopeke weniger!"

„Aber Herr Sekretär, mein bester Herr Sekretär", fuhr Gitschin auf.

„Wenn ich sage 4000, so bleibt es dabei, Herr Apotheker Gitschin", sagte Kowaleff mit einer Kopfbewegung in die Stube hinein. „Sie werden doch nicht sagen wollen, daß Sie sich ein solches Haus und eine solche Einrichtung leisten können und nicht 4000 Rubel für Ihre Exzellenz übrig haben? Aber wie Sie wollen, mir ist es gleichgültig. Dann lassen wir die ganze Geschichte."

Gitschin schluckte ein paarmal, dann sagte er:

„Also gut, 4000 Rubel, Herr Sekretär. Darf ich bitten, mit in mein Bureau zu kommen?" — —

Einige Tage später erschien ein kleiner, rotbaariger Mensch mit schwarzen, blinkenden Rattenaugen im Sekretärzimmer des Generalkommandos. Er stellte sich als Gehilfe des Apothekers Gitschin vor, und sagte, er käme wegen der Mäuse. Sekretär Swinka führte auf Kowaleffs Gebeiß den Gehilfen in das Zimmer des Generals, wo der kleine Rotbaarige einem Beutel einen stumpfen Revolver nahm, den er mit einer unerwartbar sicheren Handbewegung in kleinen Brocken unter die Möbel schleuderte. In einigen Minuten war er fertig. Swinka hatte interessiert zugesehen.

„Gift?" fragte er.

„Starkes Gift", antwortete der Rotbaarige mit heiserer Stimme, „die Mäuse werden sich wundern." Und damit empfahl er sich wieder.

Nach einigen Wochen sagte der General, Graf Dimitreff, während Kowaleff mit einer Unterschriftsmappe vor ihm stand, plötzlich:

„Hören Sie mal, mir fällt da was ein — Sie sollten doch diese verdammten Mäuse beseitigen lassen!"

„Ist geschehen, Exzellenz", bemerkte Kowaleff, „ein Fachmann besorgt das jede Woche pünktlich."

„So? Na, weniger scheinen es nicht geworden zu sein, eher mehr — die Biester sitzen schon in allen Zimmern."

Kowaleff machte ein bestürztes Dienstgesicht und verließ das Zimmer. Er war fest entschlossen, sich nun nicht mehr mit dieser albernen Mäuseangelegenheit zu befassen.

Aber als er die Schublade seines eigenen Schreibtisches aufzog, sand er, daß die Mäuse eine Liste zerfressen hatten, an der er einen Monat lang gearbeitet hatte.

Nun empörte er sich sehr und ließ den Apotheker kommen, dem er im Namen des Generals die bestigsten Vorwürfe machte.

Der Apotheker tat seinerseits sehr bestürzt und versprach, seinen „Gehilfen" zur Verantwortung zu ziehen.

Als er zuhause ankam, schickte er sein Dienstmädchen fort und ließ den angeblichen Gehilfen, in Wirklichkeit einen armseligen Kammerjäger, holen.

Der kleine Rotbaarige, mit den scheu herumflackernden Augen, erschien und mußte sich von dem erzürnten und ängstlich um seinen Schein besorgten Apotheker die heftigsten Worte sagen lassen. Der Kammerjäger zuckte die Achseln und erklärte, das verstände er nicht, denn so ein Gift, wie sein Gift, gäbe es in ganz Rußland nicht wieder.

Als der Kammerjäger in seiner Wohnung weit draußen in der Vorstadt anlangte, wartete schon seine Frau, eine verschüchterte Kleinbürgerstochter, angstvoll auf ihn.

„Was wollte denn der Herr Apotheker von dir?" fragte sie ungeduldig.

Der Rotbaarige warf seinen Hut auf den Tisch.

„Der Geizhals", keifte er, „er schimpft mich aus, daß die Mäuse beim General noch nicht weg sind. Was denkt er sich denn für seine paar lumpigen Rubel, was?" —

„Hast du denn nicht ordentlich Gift gelegt?" fragte seine Frau.

„Gift gelegt?" schrie er sie an, „denkst du, ich bin verrückt? Meinst du, ich werde die Zunft der Kammerjäger schänden? Wenn ich Gift lege, sterben die Mäuschen doch — na, und wenn sie sterben, wovon leben dann die Kammerjäger?" —

Das Ende des Romans.

Von Wilhelm Leunemann.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg ist grausam, muß grausam sein, unbarmherzig bis zur Ausblödung jedes mitleidigen Fünkleins und weicherziger Anwandlung. Die Werte, die eine kleine Gefühlsschwäche vernichten kann, sind zu groß, als daß nicht jede Rücksichtslosigkeit und Härte zum Gesetz der Selbsterhaltung erhoben werden müßte. Und ebenso erfordert die Liebe zum eigenen Volkstum die unbedingte Zertrümmerung der feindlichen Kräfte.

Wir standen vor Maubeuge, das aus starkem Gemäuer beschossen wurde. Ich hatte mit meinem Zuge den Offiziersposten auf einem adeligen Schlosse bezogen. Das Herrenhaus mit dem anschließenden Gehöft war von einer hohen starken Mauer umgeben und wurde so stark besetzt, um der Kompagnie, die im naheliegenden Dorf Quartier bezogen hatte, die Flanke zu sichern. Meine Leute hatten es sich in einem Teil der Scheunen gemütlich gemacht, ich zog's hatte mir im Herrenhause zwei Zimmer erbeten.

Der Baron, dem ich mich hatte melden lassen, empfing mich mit erlesener Höflichkeit, wenn auch kühl und gemessen, und erklärte sich bereit, für alles Sorge zu tragen, was die Besetzung des Hofes erforderte.

„Sie werden von mir nicht erwarten können, daß ich mich über Ihren Besuch freue," sagte er, „aber Sie sollen auch nicht Ursache haben, sich zu beklagen! Der Krieg hat uns zusammengeführt, wir müssen sehen, daß wir mit einander auskommen!"

Dabei versuchte er, seinen dunklen, flackernden Augen einen freundlichen Glanz zu geben.

Des Nachmittags besichtigte ich das Vorgelände gegen den Wald hin, wo die äußersten Posten standen, und kehrte durch den Park ins Schloß zurück. Hier traf ich den Besitzer mit seiner Gemahlin, einer hohen, schlanken und rassigen Dame, und war dann doch erstaunt, ein kühles, fast kaltes Auge zu sehen. Ich führte das auf die Leiden des Krieges zurück und glaubte, mich wegen der Unannehmlichkeiten, die ich ihrem Hause notgedrungen bereitet hatte, entschuldigen zu müssen.

Da lächelte sie, wie man über nichtssagende Kleinigkeiten lächelt, und dabei sah ich, ihre Mundwinkel waren erstarrt in Wehmut und Leid.

Ich beobachtete die Beiden dann jeden Nachmittag, wie sie zu kurzem Spaziergang in den Park gingen. Und manchmal kam es mir vor, als ob zwischen den dunklen Augen des Barons und der Schwermut der Baronin ein Verhängnis stehen müsse.

Dann sah ich einmal den Schloßherrn mit einem jungen hübschen Mädchen im Park. Behend und leicht tanzte die kaum flügge Dirne neben ihm hin. Ihre Augen sprangen an ihm empor, ihre Arme waren wie zierliche Winden, die, oben losgerissen, wieder klammernden Halt suchten.

Nachher war das Mädchen spurlos verschwunden und niemand wußte zu sagen, wo sie geblieben war. Auch die nächsten Tage sah ich sie nicht wieder. Wohl aber bemerkte ich hinter einem Schaufenster die Baronin, wie sie mit harten, glanzlosen Augen in den Park hinabsah, auf eben die Wege, die der Baron mit dem fremden Mädchen gegangen.

Wenige Tage später, es war in den Nachmittagsstunden, als ich mich zu kurzer Erholung in den Park begeben wollte, wurde von dem Posten am Waldrand ein junges Ding heraugeschleppt. Das Mädchen schlotterte vor Angst. Ich sehe sie an und erkenne sie in ihrer schlaffen Haltung kaum wieder. Es war die hübsche, quecksilbrige Unbekannte.

„Die hab' ich beim Spionieren erwischt!" sagt der Soldat und erzählt: Beim Auf- und Abpatrouillieren habe er auch einmal einen kurzen Abstecher in den Wald gemacht, und da habe er fern hinter den Büschen ein Hausdach gesehen. Neugierig, was da sein könne, sei er darauf zugegangen und habe sich, ohne selbst bemerkt zu werden, bis unter die Fenster herangepirscht und gesehen, wie das junge Mädchen sich mit Briefstanden beschäftigt habe. Da sei er denn hinein und habe sie gefaßt. Weiter sei kein Mensch im Hause gewesen. Und da wäre er nun und die Tauben mit den zugehörigen Zuhringen habe er auch gebracht.

Während der Posten noch berichtet, kommen der Baron und die Baronin von ihrem Spaziergang zurück und an uns vorbei. Wie er das Mädchen sieht, ist er mit einigen hastigen Schritten bei mir und erkundigt sich nach der Ursache der Verhaftung. Dabei glühen seine Augen die ihren an, und auch die brennen im Feuer. Zugleich fällt das zitternde Beben von ihr, sie straft sich auf und wächst, wie unter dem Schutze einer starken Hand.

„Baronin, Sie das Mädchen?" frage ich den Baron.

„Es ist die Tochter meines Försters!"

Mit kurzen Worten unterrichte ich ihn über das Geschehene. Er sieht sie fragend an, sie zuckt mit den Achseln. Ich lasse sie zum Verhör ins Wachtzimmer führen und bitte auch den Baron dahin, da es mir wichtig schien, auch von ihm einige Auskünfte zu erhalten. Wie wir gehen, sehe ich die Baronin an und erschrecke: Mit boshafter Freude mustert sie die Unglückliche, und das Lächeln, das ihre Mundwinkel hebt, ist echt und froh. Es kommt aus einem Herzen, in dem alle niedergehaltenen Feuer aufgebrochen sind, wie aufgespart auf eine Stunde sieghaften Triumphs.

Der Feldwebel nimmt ein kurzes Protokoll auf, während ich das Mädchen ausforsche. Der Baron steht an der Seite des Tisches neben mir, vor dem Tische sie.

Von wem sie die Tauben und die Zuhringe erhalten habe? frage ich.

Sie schaut von unten herauf schräg zu dem Baron herüber. Langsam, fast unmerklich. Ebenso unauffällig suche ich seinen Blick zu erhaschen. Hart, schweigend, dunkel und drohend lastet er auf ihr.

Sie gibt keine Antwort. Ich stelle ihr vor, daß nach Entzifferung der kleinen Papierstreifen ihr Leben verwirkt sei, daß aber wohl eine Milderung eintreten könnte, wenn sie ihren Auftraggeber nenne. Da zittert sie ein wenig und wieder gehen ihre Augen hilfesuchend zu dem Baron. Der steht unbeweglich starr. Sein Blick ist noch dunkler geworden, wie Bann und Zwang. Und wieder schweigt sie. Nur ihr Atem geht hörbar. Willenlos, wie unklammert und niedergehalten von einer unsichtbaren Macht steht sie da. Sie dauert mich. „Herr Baron," wende ich mich an ihn, „vielleicht können Sie dem Mädchen helfen!"

Kalt und abweisend kommt es: „Bedanere, ich kann Ihnen nichts verraten! Lassen Sie es an dem einen Opfer genug sein!"

Da hebt auch das Mädchen den Kopf: „Ja, wenn Sie Buße und Tod verlangen, so nehmen Sie mich!"

Und voll und klar steht sie ihren Herrn an mit den gläubigen, opferwilligen Augen einer Märtyrerin, die für das Heiligste ihres Herzens ihr Letztes und Höchstes, ihr Leben hingibt.

Ich schließe das Protokoll und lasse sie abführen. Dann trete ich hart vor den Schloßherrn: „Und Sie, Herr Baron, sind wohl so freundlich, dem unglücklichen jungen Ding Gesellschaft zu leisten!" Wie vom Schlage getroffen, zuckt er zusammen. „Ich halte Sie für schuldiger als das unerkannte, arme Blut, dem Sie Ihren Willen aufzwangen. Das Kriegsgericht wird über Sie entscheiden!" Ich winke, — zwei stramme Bayern mit aufgepflanzten Seitengewehren nehmen ihn in die Mitte.

Nach zwei Tagen fiel die Festung. Ich hatte bereits vorher ein anderes Kommando erhalten und habe weder von dem Baron und der schönen Försterstochter, noch von dem Spruch des Gerichts, das über sie zu entscheiden hatte, je wieder gehört. Auch nicht von der Baronin.

Geht der Roman weiter? Ist er zu Ende? In Not und Mut? . .

Wahrscheinlich! Denn unsere Tage sind grausam und hart. Sie richten nach der Tat und nur nach der Tat, und die Gedanken armer, irregeführter Herzen gelten nicht vor ihnen.

Es ist Krieg — — Krieg! — — —

Eine schlechte Zeit für Romane. . .

Aus der Welt der Frau.

Bescheidenheit, ein Schmuck des Mannes, steht jedem fein;
Doch doppelt jenem, der Grund hätte, stolz zu sein.

Rückert.

Den Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
Mit ehrnem Reifen klamm' ihn an dein Herz!

Shakespeare.

Ueber die mutige Frau.

(Nachdruck verboten.)

Alse Linden betont in der „Voss. Ztg.", daß der seelische Mut der Frau im Ertragen und Leiden und im Kampf gegen Vorurteile längst anerkannt werden mußte, daß man aber sehr zu Unrecht ihren physischen Mut bisher angezweifelt hat. Wenn aber heute Frauen trotz einer Erziehung, die im Gegensatze zu der des Knaben alle Ansätze zu mutigem Handeln unterdrückt, dennoch Heldentaten leisten, so bezeugt dies eine ungewöhnlich starke Naturanlage und muß um so höher eingeschätzt werden. Die Verfasserin nennt in einem kurzen geschichtlichen Rückblick zahlreiche Taten weiblichen Muts und geht dann zu diesem Weltkrieg über. Trotz aller Schwierigkeiten ist es in allen Heeren vereinzelten Frauen gelungen, die Kontrolle zu täuschen und unerkannt Seite an Seite mit Männern im Felde zu kämpfen. Groß ist die Zahl der Pflegerinnen, die den Heldentod im Granatfeuer fanden. Eine Frau ist es auch, die unserer zurückkehrenden Emdenmannschaft zur Retterin in der Wüste wurde. Sie ist die Frau des arabischen Führers Sami, führte die Unterhandlungen mit den feindlichen Stämmen selbst und schickte, als diese dennoch den Ueberfall auf die Emdenmannschaft unternahmen, einen Kraderjungen um Hilfe, so daß die Truppen des Emirs von Mekka noch rechtzeitig das tapfere Häuflein unterstützen konnten. Inzwischen hatte die mutige Frau den ganzen Tag durch Austeilung von Patronen Kampfhilfe geleistet. Die Verfasserin kommt zu dem Schluß, daß es der Frau weder an Kraft noch an Willen zum Mut fehlt.

Henriette Goldschmidt.

Der 90. Geburtstag von Henriette Goldschmidt, der Vorkämpferin der Frauenbewegung und der Kindergartenbewegung, die auch die Gründerin der Leipziger Frauenhochschule ist, wurde in Leipzig unter reger Teilnahme weiter Kreise gefeiert. Die greise Jubilarin konnte in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit die Glückwünsche der Abgesandten all der vielen Vereine: des Kindergärtnerinnenseminars und den Kindergärten, der Frauenhochschule und den Fröbelfrauenschule, der Lesehalle, des Vereins für Familien- und Volkserziehung, der Allgemeinen Deutschen Frauenvereine, des Nationalen Frauendienstes u. a. entgegennehmen. Henriette Goldschmidt, die Tochter des Großkaufmanns Bernhard Krotoschin und Gattin des Rabbinerz Dr. Goldschmidt, Leipzig, gründete 1864 gemeinsam mit Louise Otto und Auguste Schmidt den Allgemeinen Deutschen Frauen-Verein, die erste Vereinigung auf dem Boden der Frauenbewegung, die für Frauenbildung und -Beruf, für Hebung der sozialen und gesetzlichen Stellung der Frau eintrat. Schon anfangs der 70er Jahre hielt Henriette Goldschmidt Vorträge, in denen sie das Frauenstimmrecht verfocht. Am notwendigsten erschien ihr die Bildungsfrage, die Erziehung der Frau zur Erzieherin, für die sie als begeisterte Ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512058/fragment/page=0002